

Die Gleichheit

Zeitschrift für Arbeiterfrauen und Arbeiterinnen

Mit der Beilage: Für unsere Kinder

Die Gleichheit erscheint alle vierzehn Tage einmal.
Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post vierteljährlich
ohne Bestellgeld 55 Pfennig; unter Kreuzband 85 Pfennig.
Jahres-Abonnement 2,60 Mark.

Stuttgart
26. April 1918

Zuschriften sind zu richten
an die Redaktion der Gleichheit, Berlin SW 68, Lindenstraße 8.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 14838.
Expedition: Stuttgart, Furtwächstraße 12.

❖ Karl Marx ❖

Am 5. Mai dieses Jahres sind hundert Jahre verflossen, seitdem Karl Marx in Trier als Sohn eines jüdischen Advokatanwalts und späteren Justizrats geboren wurde. Die Familie trat einige Jahre später zum Christentum über. Die äußeren Schicksale des Mannes sind bald erzählt. Er studierte in Bonn und Berlin Rechtswissenschaft, Philosophie und Geschichte, und zwar mit einer Intensität, daß er häufig drei bis vier Tage lang Tag und Nacht durcharbeitet und nicht ins Bett kommt. Sein Versuch, sich nach seiner Doktorpromotion in Bonn als Privatdozent niederzulassen, scheitert an der unter dem preussischen Kultusminister Eichhorn stark einsetzenden Reaktion, der der Freund von Marx, Bruno Bauer, als Dozent der Theologie in Bonn zum Opfer fiel. Im Herbst 1842 sehen wir ihn als Mitarbeiter, dann als Redakteur der von der jungen, aufstrebenden Bourgeoisie des Rheinlandes gegründeten „Rheinischen Zeitung“ in Köln. Aber schon im Frühjahr 1843 tritt er der Zensurverhältnisse wegen aus der Redaktion. Damit war für ihn die Zeit vorbei, wo er in der Heimat wirken konnte. Er geht nach Paris, wird aber dort auf Betreiben der preussischen Regierung ebenfalls bald ausgewiesen. Sein neuer Wohnort ist Brüssel. Der Ausbruch der Revolution bringt ihn noch einmal nach Deutschland zurück. Vom Herbst 1848 bis Frühjahr 1849 ist er der Chef der „Neuen Rheinischen Zeitung“ in Köln. Die hereinbrechende Reaktion zwingt ihn von neuem zur Flucht. Er wendet sich nach London, das zu seinem dauernden Aufenthalt wurde. Im Jahre 1883 ist er in London gestorben.

Außerlich also nur in den Jugendjahren bewegt, gleitet dieses Leben dahin. Und doch verbirgt sich hinter diesen Lebensdaten das revolutionärste Kämpferdasein. Die Vereinigung von wissenschaftlicher Gründlichkeit und Kühle und von revolutionärem Temperament und Aktionsbedürfnis ist für Marx kennzeichnend. Ihm eigentlich ist es zu danken, wenn wir die Gesellschaftswissenschaft, das heißt die Wissenschaft vom Menschen zu den Wissenschaften im engeren Sinne rechnen können. Die Naturwissenschaften hatten im siebzehnten und besonders im achtzehnten Jahrhundert einen starken Aufschwung genommen. Ein überirdisches Eingreifen göttlicher Mächte, die nach ihrem Gefallen den Lauf des natürlichen Geschehens etwa unterbrechen könnten, erkannte man nicht mehr an. Allenthalben hatte man eine unentzerrbare Gesetzmäßigkeit der Natur erkannt. Aber dieselbe Gesetzmäßigkeit auch für die von den Menschen gemachte Geschichte und für ihre gesellschaftlichen Verhältnisse nachzuweisen, war unmöglich geblieben. Soweit der Mensch in Frage kam, galt die Theorie vom freien Willen, der jeder gesetzmäßigen Notwendigkeit spottete.

Da war es die epochemachende Leistung von Karl Marx, nachgewiesen zu haben, daß auch für die menschlichen Verhältnisse und Beziehungen Gesetze gelten, daß die in der Geschichte wirkenden Ideen und Ideale nicht von irgendwoher stammen, sondern im engsten Zusammenhang stehen mit den wirtschaftlichen Verhältnissen, deren Gesetzmäßigkeit nachgewiesen werden kann. Als treibenden Faktor der Geschichte erkannte er den Kampf der gesellschaftlichen Klassen um ihre materiellen und moralischen Interessen. Damit hatte Marx eine große wissenschaftliche Leistung vollbracht. Er hatte das soziale Reich der Menschen unter die gleiche Gesetzmäßigkeit gebracht, wie das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert für das Naturreich nachgewiesen hatte. Auch hier war nunmehr das „Wunder“ ausgeschaltet, und wissenschaftliches Erkennen war möglich geworden. Und Marx ging gleich einen Schritt weiter und entdeckte in seinen ökonomischen Schriften die wirtschaftlichen Bewegungsgesetze der heutigen bürgerlichen Gesellschaft. In seinem Riesenswerk „Das Kapital“ hat er diese Untersuchungen niedergelegt. Noch heute ist diese Arbeit das grundlegende Werk zur Erkenntnis der kapitalistischen Produktionsweise, und die schier zahllosen Versuche, es zu widerlegen, sind immer wieder gescheitert. Dabei ist es freilich selbstverständlich, daß auch Marx die geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklung, wie wir sie jetzt vor uns sehen, nicht in allen Einzelheiten voraussehen konnte. Vieles ist in dieser Entwicklung anders gekommen, wie er es sich gedacht hatte. Das hat aber nichts mit der Tatsache zu tun, daß die grundlegende Erkenntnis vom Wesen der kapitalistischen Gesellschaft und ihren wirtschaftlichen Bewegungsgesetzen von Marx zum ersten Male niedergeschrieben ist. Sie wird ihre Geltung behalten, solange diese Gesellschaftsordnung besteht.

Marx und sein großer Freund Friedrich Engels haben sich nicht begnügt, die Ergebnisse ihrer Studien in dicken, schwerverständlichen Büchern einer weltfremden Gelehrtenkaste zuzufüstern. Sie waren zugleich Politiker und Revolutionäre und benutzten jede Gelegenheit, die Arbeiterklasse zu organisieren, aufzuklären und für ihre große Aufgabe zu schulen. Der Lohn von bürgerlicher Seite blieb nicht aus. Marx wurde von einer Wolke der giftigsten politischen und persönlichen Verleumdungen umhüllt, kaum ein bürgerliches Blatt in Deutschland wagte es, von ihm auch nur Erklärungen, geschweige denn Artikel oder Korrespondenzen zu bringen. Die Not und die Sorge ist jahrzehntelang niemals von seiner Tür gewichen. Als sein Freund Engels, der immer wieder aushalf, endlich in der Lage war, ihm eine Rente für einige Jahre anzubieten, da war die Gesundheit von Marx schon lange aufs schwerste an-

Karl Marx' Totenfeier.

1883.

Im Arbeitskittel viele Tausend
Sie sitzen, stehn zumal,
Und ihr Gemurmel füllet brausend
Den Riesenaal.

In all den Sprachen, in den Zungen
Der Weltnationen dort
Dem toten Kämpfer ist erklungen
Ein Abschiedswort.

Der Briten sprach: „Geliebt in Hütten,
Gefürchtet im Palast,
Hat er gelebt, gewirkt, gestritten
Ohn' Haft und Raft.

Sein Name, wo Maschinen schwirren
Bei uns in Stadt und Land,
Die Fenster der Fabrik erklingen,
Wird heut genannt!“

Der Russe: „Wo Despoten thronen
Bei uns durch Graus und Nacht,
An ihrer Kette zerrn Millionen,
Wird sein gedacht!“

Der Franke: „Wie ein Weltbefreier
Von Völkerhaß und Krieg
Socht er, und diese Totenfeier
Bürgt uns den Sieg!“

Der Deutsche sprach: „In Liebe wollen
Wir vor den andern heut
Dem Denker wie dem Kämpfer zollen
Ein Grabgeläut.

Denn wie einst neu die Himmelskunde
Kopernikus erschuf,
Dem Wissen scholl aus seinem Munde
Ein Werderuf.

Dem Wissen von des Volkes Leiden
Und von der Arbeit Qual.
Der Götze schon liegt im Verscheiden:
Das Kapital!

Er hat für unsern Kampf auf Erden
Ein scharfes Schwert verliehn,
Daß eine neue Welt soll werden;
Drum ehret ihn!

Noch gab uns ein Geschenk kein Spender
Dem Donnerworte gleich:
Ihr Proletarier aller Länder,
Vereinigt euch!“

Leopold Jacobß.

gegriffen und untergraben. In all den Jahrzehnten des Elends war seine Frau Jenny, eine geborene von Westphalen, seine stärkste und treueste Stütze. Sie war nicht nur eine feingebildete, sondern auch hochgemute, starke und freie Persönlichkeit, die die Kämpfe und die Arbeiten ihres Mannes mit vollem Verständnis verfolgte, mit glühender Seele an ihnen teilnahm und mit Standhaftigkeit das furchtbare Schicksal ertrug, daß drei ihrer Kinder dem endlosen Elend frühzeitig zum Opfer fielen.

Unter solchen fürchterlichen Verhältnissen hat Marx seine Leistung vollbracht und die unverlierbaren Grundlagen für den Aufstieg des Proletariats gelegt. Wenn wir aber das grauenhafte Elend unserer Tage überstehen in der festen Erkenntnis, daß es den Aufstieg der großen arbeitenden Masse nicht verhindern kann, wenn wir gewöhnt sind, in dem Elend von heute die Bedingungen für eine bessere Zukunft zu erblicken, so verdanken wir das an erster Stelle dem Wirken von Karl Marx.

Dr. Paul Lensch.

Jenny Marx.

In diesen Tagen, wo weit über die Arbeiterkreise hinaus das Gedächtnis an Karl Marx gefeiert wird, des großen Gelehrten, des Verfassers des kommunistischen Manifests und des „Kapitals“, des Gründers der Internationalen Arbeiterassoziation, ist es wohl für die Frauen von besonderem Interesse, etwas über die Lebensgefährtin dieses genialen Mannes zu erfahren. Hohe Ansprüche hat Marx gewiß an die Frau seiner Wahl gestellt, er, der den Tiefstand der bürgerlichen Ehe im kommunistischen Manifest so scharf gegeißelt hat: „Der Bourgeois sieht in seiner Frau ein bloßes Produktionsinstrument. Er hört, daß die Produktionsinstrumente gemeinschaftlich ausgebeutet werden sollen, und kann sich natürlich nichts anderes denken, als daß das Los der Gemeinschaftlichkeit die Weiber gleichfalls treffen wird. Er ahnt nicht, daß es sich eben darum handelt, die Stellung der Weiber als bloßes Produktionsinstrument aufzuheben.“

Die Ehe von Karl und Jenny Marx ist der schlagendste Beweis dafür, daß Menschen glücklich miteinander sein können, sie mögen von noch so verschiedener Rasse, Herkunft, Familie sein, wenn nur das gleiche Streben nach Idealen, nach Freiheit sie erfüllt. Und glücklich waren sie trotz aller schweren Prüfungen, die ihnen das

Schicksal auferlegte. „Das Flüchtlingselend in seiner schärfsten Form hat für Marx und seine Familie jahrelang gedauert. Es wird wenig Flüchtlinge gegeben haben, die mehr zu leiden hatten. . . . Jahrelang — und da war das Schlimmste schon vorüber — bildete das Pfund Sterling (20 Mark), das Marx wöchentlich für seine Artikel an die „New York Tribune“ gezahlt wurde, die einzig sichere Einnahmequelle,“ schreibt B. Liebknecht in seinen Erinnerungen an Marx. An einer anderen Stelle teilt er mit, daß der schlechtestbezahlte Tagelöhner in Deutschland in vierzig Jahren mehr an Lohn bezogen hat als Marx an Honorar für das „Kapital“, eine der größten wissenschaftlichen Schöpfungen seines Jahrhunderts, an der er vierzig Jahre lang gearbeitet hat „und wie gearbeitet!“

Es war der Frau, die in so schwerer Zeit so tapfer durchgehalten hat, nicht an der Wiege gesungen, daß sie den Hunger in seiner furchtbarsten Bedeutung kennenlernen sollte. Jenny von Westphalen, „das geliebte Weib von Karl Marx“, wie es in der Grabinschrift heißt, stammte aus einer vornehmen begüterten Familie. Ihr Großvater war der geniale Generalstabschef des Prinzen Ferdinand von Braunschweig im Siebenjährigen Krieg. Ihre Großmutter entstammte einer berühmten schottischen Adelsfamilie. Jennys Vater, dem Marx als dem väterlichen Freund seiner Jugend und dem Vater seiner Braut seine Doktorarbeit gewidmet hat, lebte als Regierungsrat in Trier, und Karl Marx kam schon als Kind zu seinen Söhnen und seiner Tochter. Während er bei seinem Vater, der als „richtiger Franzose des achtzehnten Jahrhunderts“ Voltaire und Racine auswendig kannte, die Bekanntschaft der französischen Philosophen machte, lernte er bei seinem späteren Schwiegervater die Werke Homers und Shakespeares kennen, die der alte Baron von Westphalen zum großen Teil auswendig vortragen konnte.

Aus der Kinderfreundschaft wurde Liebe. Als achtzehnjähriger Student nach zwei lustigen Semestern verlobte sich Marx mit der reichbegabten um vier Jahre älteren Jenny, „dem schönsten Mädchen von Trier“, der Tochter und Schwester hochgestellter Beamten. (Einer ihrer Brüder wurde später preussischer Minister.) Seine Eltern gaben die Einwilligung mit der „Gutmütigkeit wahrer Romanellern“. Die Eltern der Braut erfuhren erst später von der Verlobung, aber im Gegensatz zu vielen spießbürgerlichen Eltern, die ihre Töchter wegen dieses Schrittes wohl getadelt, wenn nicht verstoßen hätten, billigten sie den Herzensbund mit Marx, dessen glänzende Entwicklung sie von frühester Jugend an verfolgt hatten. „Die Braut bewährte von Anbeginn die seltenen Eigenschaften des Herzens und des Kopfes, die sie all ihr Leben lang auszeichnen sollten,“ schreibt Mehring. Er weist auf die Dornen hin, die das Verhältnis der Braut eines um

vier Jahre jüngeren Studenten in der Atmosphäre einer bureaukratischen Kleinstadt bot. Aber nicht darum sorgte die Braut, sondern um die schwere Verpflichtung, womit sie, die Ältere und Reifere, ein hoffnungsvolles Leben belastet hatte, das eben in die ersten Salme schoß. „Sie hat auch etwas Genialisches,“ schreibt der begeisterte Schwiegervater seinem Sohn. „Du kannst sicher sein, daß ein Fürst nicht imstande wäre, sie Dir abwendig zu machen. Sie hängt Dir mit Leib und Seele an, und Du darfst es nicht vergessen, in ihrem Alter bringt sie Dir ein Opfer, wie gewöhnliche Mädchen es gewiß nicht fähig wären.“

In seiner Liebe zu seiner Braut war Marx, wie er später seinen Kindern erzählte, „ein wahrer rasender Roland“. Sieben Jahre mußte Marx um seine Jenny dienen, „und sie dünkten ihm, als wären es einzelne Tage, so lieb hatte er sie“. Am 19. Juni 1843 wurde die Ehe geschlossen, von der Stephan Vorn schrieb: „Ich habe selten eine so glückliche Ehe gekannt, in der Freud' und Leid, das letztere in reichlichstem Maße, geteilt und aller Schmerz in dem Bewußtsein vollster gegenseitiger Angehörigkeit überwunden wurde.“ Wie Jenny Marx auf andere wirkte, entnehmen wir Vorns Worten: „Ich habe selten eine in ihrer äußeren Erscheinung wie in ihrem Herzen und Geiste so harmonisch gestaltete Frau gekannt, die bei der ersten Begegnung so für sich eingenommen hätte wie Frau Marx.“ B. Liebknecht schreibt von ihrer Würde, ihrer Höhe, die zwar nicht die Vertraulichkeit, aber jede Ungehörigkeit fern hielt und wie mit Zaubergewalt auf die zum Teil ein bißchen verwilderten Flüchtlinge wirkte. Ihm war sie bald Iphigenie, die den Barbaren fänstigt und bildet, bald Eleonore, die dem mit sich Zerfallenen, an sich Zweifelnden Ruhe gibt. Sie war ihm das Ideal eines Weibes, das ihn davor bewahrte, daß er in London nicht geistig und körperlich zugrunde ging und ihm, wenn er in dem brandenden Ozean des Flüchtlingselends zu versinken glaubte, wie Lenkthea dem schiffbrüchigen Odysseus erschien und wieder Mut zum Schwimmen gab. Als sie im Alter von 61 Jahren Wilhelm Wos in Mainz besuchte, schildert dieser sie in seinen „Denkwürdigkeiten eines Sozialdemokraten“ wie folgt: „Ein scharfgeschnittenes, geistvolles und anziehendes Antlitz, eine stolze Haltung und ein außerordentlich liebenswürdiges Wesen. Die Unterhaltung war so anregend, daß wir bis gegen 3 Uhr morgens zusammenblieben.“

Die Heimat freilich hatte keinen Raum für das seltene Paar. Mit 500 Taler Redaktionsgehalt siedelten sich die Neuvermählten zunächst in Paris an. Bald schon erfolgte die Ausweisung und die Übersiedlung nach Brüssel. „Frau Marx lebte ganz in den Ideen ihres Mannes,“ schreibt St. Vorn, „sie ging dabei ganz in der Sorge für die Ihrigen auf und war doch so himmelweit von der strampfstrickenden, den Kochlöffel rührenden deutschen Hausfrau entfernt.“ Der Aufstand von 1848 in Brüssel brachte der jungen Frau schwere Stunden. Ihr Mann wurde ins Gefängnis gebracht. Sie blieb allein mit ihren kleinen Kindern. Als sie auf die Straße eilte, um zu erfahren, wohin man ihren Mann gebracht hatte, wurde sie festgenommen und mit Prostituierten in einen Raum gesperrt. So groß war ihr Entsetzen und ihr Schmerz, daß selbst diese verrohten Wesen verstummten und Mitleid mit ihr hatten.

Nach kurzem Aufenthalt in Köln, wo Marx die „Neue Rheinische Zeitung“ herausgab, ging die Wanderschaft der Familie über Paris nach London, dem Exil, das sie dauernd nicht mehr verließ. Wohl manche Frau wäre zusammengebrochen bei den vielen schweren Schicksalsschlägen, die sie hier betrafen. Jenny Marx blieb immer stark und stolz, und ihre echt rheinische Fröhlichkeit erfüllte das Heim, in dem es zeitweise kärglicher zugeing wie im ärmsten Proletarierheim, mit Sonnenschein. Die Not war oft so groß, daß das schöne wertvolle Silberzeug, die Erbschaft der schottischen Verwandtschaft, zum Teil 300 bis 400 Jahre alt, mit der Krone der Argyles und dem Familienmotto „Wahrheit ist mein Wahlspruch“, zum Pfandleiher getragen werden mußte.

Was aber bedeutete dieser Verlust gegen den Tod der Kinder, die Opfer des Flüchtlingslebens wurden! Liebknecht beschreibt uns den namenlosen Jammer der Eltern, die mit so unendlicher Zärtlichkeit an den Kindern hingen. Ruhige Pflege und ein Aufenthalt auf dem Lande oder an der See hätte ihr Leben vielleicht erhalten. „Allein in dem Flüchtlingsleben, in der Hege von Ort zu Ort und im Londoner Elend war es trotz zärtlichster Elternliebe und Mutter Sorge doch nicht möglich, die zarten Pflänzlein für den Stumpf um's Dasein genügend zu kräftigen.“ Alle ihre in London geborenen Kinder hatte Frau Marx verloren bis auf das jüngste Töchterchen, das bis zum fünften Jahre ausschließlich und bis zum zehnten Jahre vorwiegend mit Milch ernährt wurde. Herzzerreißend lauten die

Feuilleton

Die soziale Revolution des neunzehnten Jahrhunderts kann ihre Poesie nicht aus der Vergangenheit schöpfen, sondern nur aus der Zukunft. Karl Marx (Der achtzehnte Brumaire).

Zwischen Heimat und Feld.

Von Edgar Hahnwald.

(Nachdruck
verboten.)

Ramtamtam — ramtamtam — ramtamtam. Der Zug stürmt in die sinkende Nacht. Zu beiden Seiten seiner fliegenden Flanken schreut der Lichtschein der Fensterreihen über Häuser und Gärten, schlafende Wälder und abendstille Straßen.

Hinter mir versinkt das buntere Leben der Urlaubstage wie das Abendrot eines schönen Tages.

In den Gängen des Schnellzugs laufen noch immer Soldaten hin und her, schwer bepackt, Pläze suchend. In dieser Unruhe, vom Zuge rastlos in die Nacht entführt, liegt noch ein Nachklang der heftigen Blöcklichkeit des Abschieds — selbstverständlich und unerbittlich ist diese Stunde, in der sich die Luft zwischen Heimat und Feld unüberbrückbar aufstaut, diese Stunde, deren Forderung zu erfüllen man jedesmal von neuem lernen muß — wie oft schon! wie oft noch?

Ramtamtam — ramtamtam — ramtamtam donnert der Zug. Letzte Grüße wehen mit und vertreiben wie die wellen Blätter, die in der brausenden Fahrt aufwirbeln und verstört und leise am Bahndamm niederfallen.

Rastlos spulen die donnernden Räder die Schienenkilometer auf. — Eisene Brücken schreien auf. Der Zug stößt sie hinter sich in die Nacht. Stationen, mit einigen Lichtern flüchtig hingewischt — immer weiter, immer weiter.

Berlin. Noch einmal brandet großstädtisches Leben um mich her. Es ist längst nicht mehr das rauschende, brausende Berlin des Friedens. Aber es ist noch immer die Großstadt, die Weltstadt, das pulsende Herz Deutschlands, und ich durchschreite seine Straßen von einem Bahnhof zum anderen — auf dem Wege zwischen Heimat und Feld. Ich grüße den Hall meiner Schritte auf der reinlichen Härte des Granits, ich grüße das herbstlich bunte Laub der Bäume in den Anlagen, golden durchschimmert vom Lichte der Bogenlampen, und ich grüße wieder und wieder diese ganz neue, klare Schönheit der Untergrundbahn, deren Wagen einer mich zum Bahnhof bringt — dieser Wagen: ein Glasgehäuse, gefüllt mit Licht, jede Linie an ihm vom Bewußtsein ihres Zweckes durchdrungen, knapp eingefügt in die Wände des Schachtes, den er auffauchzend durchschießt.

Und dann schreitet der graubärtige Beamte, den der Krieg daheim ließ, auf dem Bahnsteig hin und kündigt den Zug an: Berlin—Bromberg—Ehorn—Alexandrowo—Warschau—Prest-Pitowfsk—Baranowitschi.

So ruft die singende Stimme dieses Graubartes alltätlich die Namen fremder Städte auf, und die Höhe der Glashalle gibt sie mit tönendem Klang zurück — Namen fremder Städte und fremder Länder mit ihrer Lockung. Osterreich und Frankreich, Ungarn und Belgien, Rußland und Bulgarien, Rumänien, Serbien und das Land der Türken — all diese Länder, denen einst die unerfüllbare Reisehnsucht träumend entgegenzog. Und nun sind sie das Reiseziel — heute die unermesslichen Räume Rußlands — morgen vielleicht die sonnenheißen Berge Mazedoniens. Und die Fahrgäste dieser Züge sind nicht mehr die Weltreisenden, auf deren Kofferplatten die Namenszettel der ersten Hotels von Bukarest und Brüssel klebten — Soldaten füllen alle diese Züge, die Arbeiter der Vorstädte

Worte auf einem losen Tagebuchblatt, das nach Frau Marg' Tod gefunden wurde: „Drei Tage rang das arme Kind mit dem Tode. Es litt so viel. Sein kleiner entseelter Körper ruhte in dem hinteren Stübchen, wir alle wanderten zusammen in das vordere, und wie die Nacht kam, betteten wir uns auf die Erde. Da lagen die drei lebenden Kinder mit uns, und wir weinten um den kleinen Engel, der kalt und erblichen neben uns ruhte. Der Tod des lieben Kindes fiel in die Zeit unserer bittersten Armut. . . . (Das Geld zum Begräbnis fehlte.) Da lief ich zu einem französischen Flüchtling, der in der Nähe wohnte. Er gab mir gleich mit der freundlichsten Teilnahme zwei Pfund Sterling. Mit ihnen wurde der kleine Sarg bezahlt, in dem mein armes Kind nun im Frieden schlummert. Es hatte keine Wiege, als es zur Welt kam, und auch die letzte kleine Behausung war ihm lange versagt.“

Die Liebe half den Eltern, den Schmerz zu überwinden. Als Frau Marg schon schwer krank war, erkrankte ihr Gatte an Brustfellentzündung. Sie mußten in getrennten Zimmern liegen. Als Marg wohl genug war, um die Kranke aufzusuchen, waren sie wieder jung zusammen. „Sie ein liebendes Mädchen und er ein liebender Jüngling, die zusammen ins Leben eintreten, und nicht ein von Krankheit zerrütteter alter Mann und eine sterbende alte Frau, die fürs Leben voneinander Abschied nehmen.“ Monatelang erduldet Frau Marg alle entseeligen Qualen, welche die Krebskrankheit mit sich bringt. „Und doch hat ihr guter Humor, ihr unerschöpflicher Witz sie keinen Augenblick verlassen. Sie erkundigte sich ungeduldig wie ein Kind nach dem Ergebnis der damaligen Wahlen in Deutschland (1881), und wie jubelte sie über die Siege! Bis zu ihrem Tode war sie heiter und suchte unsere Furcht um sie durch Scherze zu zerstreuen. Ja sie, die so furchtbar litt, sie scherzte, sie lachte, sie lachte uns alle und den Arzt aus, weil wir so ernsthaft waren. Bis fast zu dem letzten Augenblick hatte sie ihr volles Bewußtsein, und als sie nicht mehr sprechen konnte — ihre letzten Worte waren an „Karl“ gerichtet —, drückte sie uns die Hände und versuchte zu lächeln.“ So berichtet ihre Tochter Eleanor.

„Der Mohr (Marg) ist auch gestorben,“ sagte Engels, als er das Trauerhaus betrat. Nach fünf Vierteljahren folgte er ihr, die ihm Geliebte, Gattin, Freundin und Mitarbeiterin in des Vorties schönster Bedeutung war, mit der die Sonne aus seinem Leben ging. Anna Bloß.

und die Bauern der weltvergessenen Dörfer. Soldaten, die ihre hochbepackten Tornister in den Gepäckwagen verstauen und die mit unfreiwilliger Selbstverständlichkeit dem einst so lodenden Rufe folgen: Berlin—Bromberg—Thorn—Alexandrowo—Warschau — — —

So erfüllte der Krieg diesen Massen ohne Besitz und Namen die Sehnsucht nach der weiten Welt.

Vorhin, als der Urlauberzug nach Frankreich abgerufen wurde, stieg auch ein Kamerad ein, mit dem ich ein wenig sprach. Ein Uhrmachergeselle aus Landsberg an der Warthe, ein blutjunger Bursche, der, wäre nicht Krieg, jetzt um diese Abendstunde vielleicht als „armer Reisender“ die dreißig Pfennig Schlafgeld für die Herberge vor den Türen zu Köln am Rhein zusammenbettelte. Und der vielleicht am Rande deutscher Straßen von den fernen Ländern seiner Knabenbücher träumen würde. Nun reist er nach Frankreich, nach Flandern — vielleicht, um dort zu sterben.

Berlin liegt längst fern, fern — hinter den Scheiben kreist dunkel die Nacht. Die Kameraden sind verstummt, sie schlafen. Einer hat die Gazetappe über die Deckenlampe gezogen. In diesem blauen Dämmerlicht rücken gleichsam alle Dinge enger aneinander. Die Gedanken versinken in der Erinnerung an die Tage daheim — die gestern noch erlebte Wirklichkeit verdammt hinter sanften Floren in weichen, schimmernden Farben wie Bilder auf der Mattglasseibe einer Kamera.

Und dann drücke auch ich mich in die Ecke, wickle mich dichter in den Mantel und will schlafen. Da fühlt die Hand in der Manteltasche ein weiches, wolliges Etwas, ein Unbekanntes, was nicht in die Tasche gehört und doch dem Gefühl der Finger irgendwie vertraut ist. Ich ziehe das Ding hervor —

Frauen, unterstützt die Jugendbewegung!

Tausende junger Menschenkinder sind in diesen Tagen wieder ins Leben hinausgetreten. Sie treten damit in eine neue Welt ein, die rau und hart ist und recht wenig den gehegten Erwartungen und Wünschen der Kinder entspricht. Mit Ungeduld haben sie dem Augenblick der Schulentlassung entgegen-gesehen, der ihnen das gelobte Land ihrer Träume und Sehnsucht erschließt. Wenn nun statt des erträumten Paradieses sich der harte Zwang des Erwerbslebens und damit die bittere Wirklichkeit vor ihnen auftut, so wird der Zwiespalt von Traum und Wirklichkeit in der noch kindlichen Seele bald herbe Enttäuschung und innere Nöte bewirken.

In dieser Zeit der quälenden Unruhe, der Zweifel und Fragen bedarf das junge Menschenkind der wohlmeinenden Führung und Beratung. Hier erwäusche den Eltern und Erziehern, besonders den Müttern eine schwere und verantwortliche Aufgabe: den neuen Lebensweg des werdenden sorgsam und doch unauffällig zu leiten. Denn der Jugendliche ist in dieser Zeit schwer zugänglich; er spricht nicht gern von dem, was ihn drückt. Nur wer sich mit liebevollem Verständnis seiner annimmt, dem wird er Vertrauen schenken.

Von großer Wichtigkeit für die schulentlassene Jugend ist aber auch, daß sie den Umgang und die Anregung in ihren Ruhestunden findet, die sie braucht, um sich in der neuen Welt zurechtzufinden und zugleich frischen, alle Hemmungen überwindenden Lebensmut zu schöpfen. Unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, gewinnt unsere freie Jugendbewegung eine hervorragende erzieherische Bedeutung für die heranwachsende Generation. Um so mehr, als hier an Stelle der bisherigen losen neue, feste Organisationsformen im Entstehen begriffen sind und zugleich ein stärkeres, durch die trüben Erfahrungen des Krieges geläutertes Verantwortlichkeitsgefühl sich durchzusetzen beginnt. In unseren Jugendheimen mit ihrem frischen pulsierenden Leben, in unseren bildenden und unterhaltenden Veranstaltungen, auf fröhlichen Wanderungen und erhebenden Festen findet der Jugendliche, was er braucht: Rat und Beistand in allen Lebensnöten,

es ist ein Theddybär. Der kleine, gelbbraune, spazige Theddybär meines Jungen. Und sofort entsinne ich mich: ich ging mit Frau und Kindern heim.

Der Junge schmiegte sich müde dichter an die Schulter seiner Mutter und vertraute mir seinen tiefgeliebten Theddybär an, den die kleine schläfrige Hand nicht länger halten mochte. Ich schob das Spielzeug in die Tasche, vergaß es dort und habe es nun unerwartet in der Hand.

In steifgliedriger Drolligkeit sitzt der Theddy auf meinem Knie und blinkert mich aus seinen schwarzen Perlenaugen vertraulich an. Ich sehe meinen Jungen vor mir, erlebe alle die funterbunten, vom herzlichsten Gelächter der Kinder erfüllten Späße noch einmal, die wir zusammen trieben — die Mattglasbilder bekommen auf einmal leuchtende Farben und sprühendes Leben — so eindringlich redet der stumme, von kleinen Händen abgegriffene Theddybär in der schlafblauen Dämmerung des Abteils, in dem ich durch die weite, russische Nacht fahre.

Ramtamtam — ramtamtam — ramtamtam klopft der Zug. Und die Erinnerung spinnt. Ein bunter Kreisel surrt vor mir, und alle Farben mischen sich auf seiner Scheibe. Und manchmal, wenn er langsam taumelnd schwirrt, löst sich die Iris seiner Farben zu schärfer hingedachten Bildern auf:

Zoologischer Garten. Herbstmilde Wehmut rauscht schon in den Bäumen, und die Kastanie fällt in welkes Laub.

Aber es ist nicht nur der Herbst, der die Hegege entvölkert hat — der Krieg riß Lücken, und viele Gatter und Käfige sind leer. Auch die Sechunde sind fort, die ich am meisten liebte, wenn sie leidenschaftlich dem weithingeschwungenen Fisch nachsetzten: lebende Bronze in wildgepeitschtem Wasser.

Sie sind fort — am Kriege gestorben. . . .

freundschaftlichen Umgang mit gleichgesinnten Alterskameraden und Kameradinnen, Gelegenheit zur Entfaltung seiner geistigen und körperlichen Kräfte. Besonders erwähnt sei unsere vortreffliche Jugendzeitung, die „Arbeiter-Jugend“, die ihren Lesern eine Fülle wertvollsten Lesestoffes darbietet.

Darum sollten alle Arbeitereltern ihre schulentlassenen Kinder auf die freie Jugendbewegung und ihre Einrichtungen aufmerksam machen. Vor allem aber sollten sich unsere Genossen auch bereit finden, an unserer Jugendarbeit mitzuwirken. Daran fehlt es leider noch allzusehr. Und doch ist die Jugendbewegung gerade auf die Mithilfe der Frauen im besonderen Maße angewiesen. Dadurch könnte nicht nur die erzieherische Wirkung unserer Jugendarbeit ganz bedeutend erhöht werden, es würde uns dann auch möglich sein, eine großzügige und erfolgreiche Tätigkeit unter der weiblichen Jugend zu entfalten.

R. W.

Zentrumsparlei und Frauenstimmrecht.

* * Bei der großen parlamentarischen und außerparlamentarischen Bedeutung der Zentrumsparlei ist ihre Stellungnahme zur Frage des Frauenstimmrechts von Wichtigkeit. Dem Zentrum hängen so große katholische Wählermassen zumal in wirtschaftlich noch weniger entwickelten Gebieten Süddeutschlands und Westdeutschlands an, daß es unter jedem Wahlrecht parlamentarisch von beträchtlichem Einfluß sein wird. Bis vor wenigen Jahren konnte das Zentrum geschlossen als Gegner jeglichen Frauenstimmrechts angesprochen werden. Auch heute gilt dies noch für die Mehrheit der Partei. Haben doch selbst die christlichen Arbeiter, die in Wahlrechtsfragen in der Zentrumsparlei im allgemeinen vorwärts drängend wirken, noch auf ihrer Herbsttagung 1917 sich gegen das Frauenwahlrecht ausgesprochen. Namens der Zentrumsfraktion des Preussischen Abgeordnetenhauses erklärte Abgeordneter Dr. Kaufmann am 16. Januar d. J. im Abgeordnetenhaus, seine politischen Freunde seien vollständig darin einig, daß eine politische Betätigung der Frauen im kommunalen und politischen Leben durch die Ausübung eines Stimmrechts nicht für ersprießlich zu halten und darum abzulehnen sei. Ein Frauenstimmrecht widerspreche weder dem Naturgesetz, noch dem christlichen Sittengesetz, noch sei es durch ein Kirchengesetz verboten. Aber die große Hochachtung und Verehrung für die

Aufgabe der Frau als Gattin und Mutter führe dazu, die Ausübung des politischen Wahlrechts für höchst gefährlich, vielleicht sogar verderblich für die Frau zu halten.

Der Kenner des Zentrums wird bei dem aufmerksamen Lesen dieser scheinbar schroff ablehnenden Gedankengänge doch herausfühlen, daß sich auch die Zentrumsparlei im Kampfe gegen das Frauenstimmrecht nicht mehr ganz sicher weiß und ins Auge faßt, wie sie sich einmal auch mit dem Frauenwahlrecht abfinden könne. Daher der Hinweis, daß das Frauenstimmrecht weder natürlichen, noch christlichen, noch katholisch-kirchlichen Gesetzen widerspreche. Es ist sicher, daß in der katholischen Frauenbewegung, aus der sich auch politische Frauenköpfe zu entwickeln beginnen, die Stellungnahme der preussischen Zentrumsfraktion keine Zustimmung und hinter den Kulissen auch Widerstand gefunden hat. Besonders bemerkenswert ist aber die Tatsache, daß sich auch in der Männerwelt des Zentrums Stimmen für das Frauenstimmrecht vor allem in der Gemeinde regen.

So hat sich eine Versammlung des Zentrumsvereins in Frankfurt a. M. bei Besprechung der Gemeindevahlrechtsfrage der Einführung des Frauenstimmrechts in der Gemeinde geneigt gezeigt. Ferner schreiben die „Kommunalpolitischen Blätter“ (Nr. 3) des Zentrums gegen die ablehnende Stellung der preussischen Zentrumsfraktion:

„Ob diese vom Abgeordneten Dr. Kaufmann für die Zentrumsfraktion des Preussischen Abgeordnetenhauses abgegebene Erklärung der allgemeinen oder überwiegenden Auffassung in Zentrumskreisen entspricht, muß dahingestellt bleiben. Nicht zu verkennen ist, daß man jedenfalls in manchen Kreisen anderer Meinung ist, namentlich im Hinblick auf das weitgehende Eindringen der Frauen ins Erwerbsleben und die vielfachen Interessen, die sie besonders auf kommunalem Gebiete zu vertreten haben.“

Es ist auch daran zu erinnern, daß einer der bedeutendsten parlamentarischen Führer des Zentrums, der Abgeordnete Trimborn, am 22. Oktober 1912 gegenüber dem Frauenwahlrecht eine wohlwollend abwartende Stellung einnahm. Er sagte damals:

„Die Frauenwelt soll fortfahren, sich auf diesen (sozialen) Gebieten zu betätigen; sie soll auch fortfahren, sich über die Dinge des öffentlichen Lebens aufzuklären. Dann wird die Zeit kommen, wo wir uns auch über das Frauenstimmrecht klarer sind als heute. Die Entwicklung wollen wir fördern, und dann werden

Urpflöcklich zeichnet mir die Zeit ihr Bild hin: rote Hose, blauer Feldrock, Käppi — ein französischer Soldat. Er öffnet ein Gatter und tritt vertraut, als täte er's schon lange, lange, zu den schlanken Hirschen und füttert sie. Und die Hirsche, als täten sie's schon lange, lange, drängen sich um seinen Korb. . . Die gefangenen Tiere von gefangenen Franzosen gehegt — in diesem Bilde stand diese ganze, fremdartige Wirklichkeit, in die wir uns schon leise schiden wollen, auf einmal klar und hell und tief begriffen vor mir. — Gefangene Tiere von gefangenen Franzosen bewacht. . . (Schluß folgt.)

Der Mai hat Gewalt!
Ob er Zauberkraft erfunden?
Wo er naht mit seinen Wonnen,
Da ist niemand alt.
Walter von der Vogelweibe.

(Nachdruck verboten.)

Frösche.

(Fortsetzung.)

Aufzeichnungen eines Vaters. — Von Karl Bräger.

Die Mauer der Liebe.

An dieser Mauer ist schon gebaut worden, als Frösches leibliche Ankunft noch ausstand. Noch ehe sie Frösches Körper zu Gesicht bekommen hatten, waren seine Lebensspender schon daran gegangen, einen schützenden Wall um das neue Leben zu ziehen, eine Mauer der Liebe, bestimmt, die Welt dort von Frösche abzugrenzen, wo ihre Fellen und Gruben gähnen. Alle Wünsche und Hoffnungen, die Eltern mit einem Kind verbinden, sind Bausteine zu dieser Mauer gewesen. Sie wird zusammengehalten von den starken und zärtlichen Empfindungen, die jede Elternschaft erweckt. Schon Frösches erste Tage waren von dieser Mauer umgirt. Sie dämpfte alles, was laut und schrill in den Traum des Säuglings hätte fallen mögen. Seitdem hat diese Mauer Frösches Lebensaufgang begleitet, immer bereit, abzuhalten, was gefährdend in das gebrechliche Leben ein-

greifen könnte. Daß diese Mauer der Liebe vorhanden ist, obwohl den großen Kinderaugen unsichtbar, fühlt Frösche jeden Tag neu, sehr oft zu seinem großen Unbehagen. Besonders lästig ist ihm die Mauer, seit das Leben in ihm starke Triebkraft entfaltet und nach allen Seiten hin ausschlägt.

Sein Tagewerk mit Frei- und Turnübungen zu beginnen, liebt Frösche sehr. Mutter's Bett bildet den Übungsplatz für diese meist recht waghalsigen Klettereien. Es ärgert nun Frösche außerordentlich, daß stets gerade dann eine Hand nach ihm greift, wenn er die äußerste Kante erkrabbelt hat, und ihn unvorsichtig hereinholt in die sichere, aber langweilige Mitte. Mühselig ist Frösche auch, warum ihm für seine eigentümliche Geschicklichkeit, am ungeeignetsten Ort hinzufallen, niemand Anerkennung zollt. Mutter stürzt da immer gleich so eilig zu und hindert ihn, wenn es irgend geht, an weiterer Bervollkommnung dieser Fähigkeit. Mutter und Vater wissen eben nicht, daß Hinzufallen viel schöner und unterhaltlicher ist als Aufgehobenwerden.

Im Augenblick ist Frösche mit Liebe und Ausdauer befreit, den Kopf in das Schülloch des Herdes zu zwängen. Daß es nur mangelhaft gelingen will, bringt ihn sehr auf. Die Empörung wächst noch, als der Vater Frösche vom Herd wegnimmt. Hat der Mann denn gar kein Verständnis für den Reiz einer solchen Unternehmung? Es scheint so, sonst würde er Frösche helfen, mit in den Herd kriechen.

Immer stößt Frösche mit seinen schönsten Absichten auf ärgerlichen Widerstand, dessen Zweck ihm schleierhaft ist. Er spürt, daß eine Macht seine oft wunderbaren Wege in die Freiheit des Lebens verlegt, daß seine Neigungen an einer Mauer enden, die sich rings um ihn türmt und über die es vorerst noch kein Wegkommen gibt.

So muß das Büschlein sich denn in seinem Wirkungskreis bescheiden, der ihm durch die Mauer der Liebe gezogen ist. Mit jedem Tag erweitert sich dieser Kreis, die Mauer weicht zurück, und einmal wird Frösche erwachen und die Mauer so weit gefallen finden, daß jeder Weg ins blühende, leuchtende Leben frei vor ihm liegt. Dann wird er allerdings kein Frösche mehr sein und wird verstehen, daß, was ihn so lange hemmte, eine schützende Mauer war, von der Liebe dort errichtet, wo Liebe zur Angst wird. . . (Fortf. folgt.)

wir zu gegebener Zeit die richtigen Konsequenzen daraus ziehen, zu der Zeit, wenn diese Dinge reif sind; heute sind sie noch nicht reif."

Herr Trimborn und die bedingten Freunde des Frauenstimmrechts im Zentrum müßten eigentlich jetzt die Absicht haben, daß die Dinge unter der gewaltigen Entwicklung der Kriegsverhältnisse reif geworden sind. Das Zentrum wird in absehbarer Zeit in der Frauenstimmrechtsfrage vor neue Entscheidungen gestellt werden. Das künden auch seine „Kommunalpolitischen Blätter“ an, indem sie schreiben: „Das Frauenwahlrechtsfrage dürfte ebenfalls in Verbindung mit der demnächstigen allgemeinen Gemeindefortschrittreform erneut einer eingehenden Prüfung unterzogen werden.“

Uebergangswirtschaft und Textilarbeiter.

Um sofort nach Beendigung des Krieges die Produktion in die richtige Bahnen zu leiten, die Übersützung des Arbeitsmarktes durch die aus dem Felde Heimkehrenden zu verhüten und jedem die Möglichkeit zu geben, wieder seiner alten Beschäftigung nachgehen zu können, werden schon jetzt nicht allein von den Staatsbehörden, sondern auch von den Gewerkschaften vorzuziehende Maßnahmen getroffen. Dabei muß den besonderen Arbeiterforderungen, den sozialpolitischen, auch Berücksichtigung widerfahren.

Die Zentralleitung unserer Gewerkschaften, die Generalkommission, hat schon ein eingehendes sozialpolitisches Programm für die Friedenswirtschaft aufgestellt. Einzelne Gewerbe werden solche von ihrem besonderen Berufsinteresse aus stellen und ergänzen.

So der Textilarbeiterverband, der in einer soeben erschienenen Broschüre „Uebergangswirtschaft und Textilarbeiter“ (Selbstverlag des Textilarbeiterverbandes) die für die Textilarbeiter und -arbeiterinnen notwendigen Forderungen aufstellt.

Außer der Beschaffung von Lebensmitteln und neben der Beilegung der Vantätigkeit wird die der Textilindustrie die notwendigste sein. Essen, Nahrung und Kleidung sind schließlich die irtwüchsigsten Bedingungen des Lebens.

Die Textilindustrie leidet in der Kriegszeit besonders stark unter dem Mangel an Rohstoffen, die sonst in großen Mengen vom Ausland bezogen wurden. Und da der Bedarf der Heeresverwaltung noch zudem außergewöhnlich groß ist, so blieb für die Beschäftigung der bürgerlichen Bevölkerung nicht viel übrig. Alle Lager fertiger Wäsche und Kleidung sind geräumt. Die Textilindustrie hätte nach

Friedensschluß außerordentlich viel zu tun. Da es aber zunächst noch an Rohstoffen fehlen wird, so muß Vorzorge getroffen werden, um diesem Mangel nach Möglichkeit abzuwehren. Der Verband verlangt deshalb in seiner programmatischen Denkschrift für den Friedensschluß: Sofortige Freigabe aller im Besitz der Kriegsstoffabteilung befindlichen Rohstoffmengen, wie auch der im Besitz der Heeresverwaltung befindlichen Stoffe und fertigen Kleider für die Zivilbevölkerung, Förderung der Ersatzstoffindustrien, Bevorzugung der Textilindustrie bei Verteilung des Schiffsräumens und anderer Verkehrsmittel zur Herbeischaffung von Rohstoffen und Halbfabrikaten, Beseitigung der Schranken, die der Einfuhr von Garnen, Stoffen und fertigen Kleidern entgegenstehen, gerechte Verteilung der Rohstoffe an die Unternehmer unter Mitwirkung der Arbeiter als kontrollierende und regelnde Aufsicht, Abbau des dem Volksinteresse widerstrebenden Lohnsystems und Heranziehung der Arbeiterorganisationen zur Mitarbeit in allen Zweigen der Uebergangswirtschaft.

Neben diesen wirtschaftlichen Forderungen werden die sozialpolitischen gestellt. Die Erhaltung der Volkskraft in dieser Industrie verlangt dringend die Verkürzung der Arbeitszeit. Es wird deshalb der Achtbeziehungsweise Neunstundentag gefordert. Außerdem die Errichtung von Lohnämtern für die Heimarbeiter und die gesetzliche Festlegung von Mindestlöhnen. Für die Arbeiterinnen wichtig sind die Forderungen auf Verbot aller Überstunden für sie und für jugendliche Personen, der freie Sonnabendnachmittag, besonders aber noch die Mutterchaftshilfe und Wochenhilfe. Es werden gefordert: Freie Behandlung bei der Entbindung, im Wochenbett und bei Schwangerschaftsbeschwerden durch Arzt und Hebamme, ein Wochenlohn und Stillsitzen in etwas erweiterter Form, wie sie jetzt während des Krieges erst eingeführt Reichswochenhilfe gewährt, mit der nach dem Urteil aller Sozialhygieniker so gute Erfolge gemacht wurden. Weiter wird mehr sanitärer Schutz gegen die Gefahren der Arbeit verlangt, paritätische Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenunterstützung durch das Reich.

Das Buch bietet außer der eingehenden Begründung dieser Forderungen auch sonst noch eine Menge wertvollen statistischen Materials über Löhne und Arbeitsbedingungen in der Textilindustrie und ist damit zugleich ein bereichendes Zeugnis von der umfangreichen und regen Tätigkeit, die die Gewerkschaften auch in der Kriegszeit bei erheblich verringertem Personal leisten und zu leisten haben im Interesse des Wiederaufbaues der Industrie und der Arbeiter und Arbeiterinnen.

Georg Schmidt.

Rosen auf den Weg gestreut
Und des Harms vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ist uns zugemessen. S. 109.

Kriegsküchen.

Manche „Gleichheit“-leserin hat, wenn sie sich Essen aus der Kriegsküche holte, wohl schon einmal einen Blick in den Küchenbetrieb getan, so daß ihr erwünscht sein wird, einmal Näheres darüber zu hören.

Gewöhnlich sieht man in den mehr oder weniger gut gelegenen Räumen Kessel von 200 bis 500 Liter Inhalt aufgestellt, in denen das Essen zubereitet wird. Die Feuerung geschieht mit Kohlen oder Gas, vereinzelt auch mit Dampfmaschinen, mit menschlicher Arbeitskraft, mit Dampf oder mit Elektrizität getrieben, die zum Kartoffel- und Rübenschnitten benützt werden. Allerhand andere praktische Apparate vervollständigen und vereinfachen dabei den Küchenbetrieb und sparen Arbeitskraft.

Gewöhnlich schließt sich der Küche ein Speiseraum an, in dem das Essen gleich verzehrt werden kann, und eine Ausgabestelle, in der sich die Familien ihr Mittagessen abholen können. Solche Küchen vom kleinsten bis zum größten Format findet man heute in Berlin und seinen vielen Vorortgemeinden, in Frankfurt a. M., München, Karlsruhe, Hamburg und vielen anderen Städten.

Nach einem ganz anderen System arbeitet Köln. Neben der Kölner Stadtküche nehmen sich die Küchen der obengenannten Städte aus wie die Werkstätten neben der Fabrik. In der großen Kölner Stadtküche wird das Essen in fünf Kesseln zubereitet, von denen jeder allein 8000 bis 10000 Liter fassen kann. Die nötige Hitze wird durch Dampf erzeugt, ein Anbrennen der Speisen ist nicht möglich, für das Durcheinandermengen der Speisen sorgt ein auf dem Boden des Kessels angebrachtes automatisches Rührwerk.

Auch das Vorrichten der Rohstoffe, wie Kartoffeln, der vielgeliebten Rüben und sonstigen Gemüses geschieht, ganz maschinell, ebenso die Beförderung in die Kessel.

In einer Vorlücke wird das Fleisch in kleineren Kesseln gelocht, von den Knochen gelöst und zerschnitten unter das Essen gemischt. Auch die Fleisch- und Knochenbrühe wird durch ein Pumpwerk in die großen Kochkessel geleitet. Von der Vorlücke aus geschieht auch das Einweichen und Säubern von Hülsenfrüchten, Graupen, Dörrgemüse.

Das Abfüllen des fertigen Essens in kleine doppelwandige Kessel geschieht durch Krane, die sich an den hochgelegenen großen Kesseln befinden. Diese kleinen Kessel wandern nun auf hübschen weißen Wagen bis in die entlegenen Stadtviertel, um dort den Teilnehmern, die vorher bestellt haben müssen, das Essen bis an die Wohnung zu bringen. Selbstverständlich kann es sich bei einer solchen Einrichtung nur um Eintopfgerichte handeln. Eine gewisse Eintönigkeit des Speisezettels ist damit verbunden, aber die Annehmlichkeit, sich das fertige Mittagessen nun auch nicht noch „erstellen“ zu müssen, ist gewiß nicht zu unterschätzen.

Neben dieser großen Küche mit fünf Kesseln sind noch zwei weitere mit je einem Kessel in Betrieb. Sie arbeiten nach demselben System.

In der Städtischen Küchenkommission sitzen neben drei bürgerlichen Frauen zwei Genossinnen. Sie haben zu jeder Stunde das Recht, an bestimmten Tagen aber die Pflicht, die Betriebe zu besichtigen, das Essen zu begutachten und in den Sitzungen über ihre Erfahrungen zu berichten, wenn nötig Kritik zu üben und Verbesserungsvorschläge zu machen. Von diesem Recht wurde zum Vorteil der Teilnehmer tüchtig Gebrauch gemacht.

Die Kriegsküchen finden begreiflicherweise nicht überall den Beifall unserer Genossinnen. Wenn wir keine Kriegsnöte und keinen Nahrungsmittelmangel hätten, wären auch die Küchen nicht entstanden. Das eine steht aber fest: Heute sind die Kriegsküchen eine Notwendigkeit, ihr plötzliches Abschaffen würde in den Großstädten eine Katastrophe bedeuten, sie sind für einen großen Teil unserer erwerbstätigen Frauen eine Einrichtung, die sie nicht entbehren können und wollen.

Die moderne Erwerbsarbeit erzieht die Frau zu einer größeren Wertschätzung ihrer Zeit. Sie weiß ganz genau, daß es ein volkswirtschaftlicher Vorteil ist, wenn 200 Frauen arbeiten, um für 40000

Vom Fortgang des Frauenrechts

Der württembergische Ausschuss zur Förderung des Frauenstimmrechts, dem auch sozialdemokratische Frauen angehören, hat an den Landtag eine Eingabe über Mitarbeit der Frauen in der Gemeinde gerichtet. Es wird das aktive und passive Wahlrecht verlangt, ferner eine Einfügung in die württembergische Gemeindeordnung, nach der in den größeren Gemeinden zu allen Kommissionen Frauen mit beschließender Stimme in entsprechender Anzahl hinzugezogen werden sollen. In der Begründung der Eingabe heißt es:

„Die Arbeiten der Gemeindeverwaltung sind, wie sogar von Gegnern des Frauenstimmrechts zugegeben wird, dem Wesen und den Fähigkeiten der Frau durchaus naheliegend. Sonst hätten nicht in der Kriegszeit so viele Frauen mit Eifer und Erfolg sich an den außerordentlichen Aufgaben der Gemeinden beteiligt. Ihre Mitwirkung ist vielfach unentbehrlich geworden. Und die schon bewährten Kräfte sollten auch in der Folgezeit, die abermals große und schwierige Aufgaben an unser Volk stellt, in den einzelnen Gemeinwesen und damit für die allgemeine Wohlfahrt ihre Dienste in vollem Umfange einlegen können. Da die Verleihung des Gemeindevahlrechts an die Frauen nur allmählich zu ihrer regelmäßigen Mitarbeit führen wird, so haben wir die zweite Witte beigefügt. Durch deren Erfüllung würden alle diejenigen Einrichtungen, die mit Hilfe der Frauen ins Leben getreten sind, ihre Mitarbeiterinnen sich erhalten und neue dazu gewinnen. In Baden ist seit einer Reihe von Jahren eine derartige Bestimmung in Kraft. Dort müssen viele Kommissionen in allen Gemeinden, die der Städteordnung unterliegen, zu einem Drittel aus Frauen bestehen.“

Die Frau im Beruf

Die Arbeiterin und das Hilfsdienstgesetz. In der „Metallarbeiterzeitung“ teilt Genosse Siering mit, daß in einer Sitzung des Kriegsausschusses in Berlin eine Entscheidung gefällt worden ist, „daß der Kriegsausschuss für Klagen der Arbeiterinnen unzuständig“ sei. Die Fällung eines Schiedspruchs sei daher abgelehnt worden. Siering bemerkt dazu mit Recht:

„Wir müssen das Urteil als einen Fehlpruch ansehen, denn wenn in der Begründung dieser Entscheidung des Kriegsausschusses gesagt wird, daß das Hilfsdienstgesetz sich nur auf Personen beziehe, die

zum vaterländischen Hilfsdienst verpflichtet sind und unter Verletzung des § 1 des Gesetzes, der lediglich von männlichen Deutschen spricht, die Arbeiterinnen ganz ausschalten will, weil bei der Schaffung des Gesetzes ausdrücklich die Frauen nicht als Hilfsdienstpflichtige ins Gesetz aufgenommen wurden, so trifft dies nach den durchaus klaren Bestimmungen der § 11 bis 13 nicht zu. Im § 11 des Hilfsdienstgesetzes wird ausdrücklich nicht von Hilfsdienstpflichtigen gesprochen, sondern von allen für den vaterländischen Hilfsdienst tätigen Betrieben. Für diese Betriebe sollen Arbeiterausschüsse errichtet werden, soweit sie mindestens 50 Arbeiter beschäftigen und nicht schon bisher Arbeiterausschüsse bestanden haben. Es ist ausdrücklich erklärt worden, daß unter Arbeitern auch Arbeiterinnen zu verstehen sind. Denn auch diese sind berechtigt, zu den Arbeiterausschüssen zu wählen und in dieselben gewählt zu werden. Wenn es nach § 12 dann weiter heißt, daß es den Arbeiterausschüssen obliegt, das gute Einvernehmen innerhalb der Arbeiterschaft des Betriebes und zwischen der Arbeiterschaft und dem Arbeitgeber zu fördern, so ist es ganz erklärlich, daß auch Arbeiterinnen dabei in Frage kommen müssen.“

Zum Überflus wird dann noch im § 13 ausdrücklich betont, daß, wenn nicht im Betriebe der im § 11 bezeichneten Art bei Streitigkeiten über die Lohn- und sonstigen Arbeitsbedingungen eine Einigung zwischen dem Arbeitgeber und den Arbeiterausschüssen zustande kommt, dann unter anderem auch der Kriegsausschuss als Schlichtungsstelle angerufen werden kann.

Es ist doch völlig unsinnig, wenn Arbeiterinnen zwar in den Arbeiterausschuss gewählt werden dürfen, aber nicht berechtigt sein sollen, Beschwerden der Arbeiterinnen auch vor dem Schlichtungsausschuss zu vertreten. . . .

Welche Ursache liegt aber dem Einspruch der Unternehmer zugrunde? Wir haben bereits hervorgehoben, daß über Streitigkeiten der Arbeiterinnen allein und auch in Verbindung mit Hilfsdienstpflichtigen unendlich oft, fast bei jeder größeren Sache verhandelt worden ist. Niemals ist dagegen Einspruch erhoben worden. Nur diesmal, und zwar deshalb, weil die Arbeiterinnen die Festsetzung bestimmter Mindestlöhne gefordert haben. Diese Forderung hat es den Unternehmern angetan. Mit dieser Forderung werden sie in ihren heiligsten Gefühlen verletzt. Auf diesem Gebiet haben sie während des Krieges nicht im geringsten umgelernt. Nach wie vor stehen die im Verband Berliner Metallindustrieller vereinigten Firmen auf dem Standpunkt, daß sie allein über die Gewährung von Mindestlöhnen zu entscheiden haben. . . .

Menschen das Mittagessen herzurichten und nach Wohn- oder Arbeitsstätte zu bringen, als wenn sich nach den bisherigen Verhältnissen mindestens 8000 Frauen abradern müssen.

Kluges und zielbewusstes Mitarbeiten auch an dieser Einrichtung kann Aussicht dafür bieten, daß aus mancher dieser Küchen moderne Volkstüchen in unserem Sinn werden, die unseren Lohnarbeitenden oder mit Kindern gesegneten Frauen eine wirkliche Erleichterung bedeuten. M. J.

Am ersten Maimorgen.

Heute will ich fröhlich, fröhlich sein,
Keine Sorg und keine Sitte hören,
Will mich wälzen und für Freude schreien,
Und der König soll mir das nicht wehren!

Heute kommt mit seiner Freuden Schar
Frühling aus der Morgenröte Hallen,
Einen Blumenkranz um Brust und Haar
Und auf seiner Schulter Nachtigallen!

Und sein Antlitz ist ihm rot und weiß,
Und er träuft von Tau und Duft und Segen —
Ha! Mein Christus sei ein Knospenreis,
Und so taumel' ich meinem Freund entgegen!

Matthias Claudius.

Bücherschau

Eben Gedin, Bagdad, Babylon, Ninive. Leipzig, Brockhaus. Preis M. 1.—.

Ein neues Reisebuch des bekannten schwedischen Forschers. Diesmal hinunter nach dem Orient, nach Mesopotamien, der Wiege der Menschheit. Wir machen eine Stromfahrt mit den Euphrat hinab, wo die hölzernen Wasserräder knarren, die weithin die Ufergestirde

zu bewässern und fruchtbar zu machen haben. Wir rasten mit ihm in einem kleinen Schloß inmitten eines Palmenwäldchens und rauschender goldener Weizenfelder. Wir sehen in das Glend der armenischen Flüchtlinge und des Gettos, des Bagdader Judenviertels — und der romantische Hauch der alten Kalifenstadt schwindet mit der Nähe ihrer Betrachtung.

In Babylon streifen wir durch die ausgegrabenen Ruinen alter Kultur, durch den Königspalast Nebuchadnegars, um die kümmerlichen Reste des berühmten Turms zu Babel Ninive. Wanderungen durch die Schuttfelder, Raft in einem Café, wo die türkischen Gesellschaftskente Sesta halten. Eben Gedin schildert sie: „Geld und Geldgewinn sind außer Lappalien die einzigen Gesprächsgegenstände. Der Weltkrieg kümmert diese Männer nur insoweit, als das wechselnde Waffenglück ihre Geschäfte beeinflusst. . . . Alles übrige ist ihnen gleichgültig — ganz wie bei gewissen Rentnern in Europa.“ Im Hintergrunde aber zeichnet sich das trostlose Bild des Wüstenkrieges ab.

Der Inhalt des Buches steht in gutem Verhältnis zum Preise, und seine Anschaffung ist zu empfehlen. A. Z.

Bruno Schönlauf, In diesen Nächten. Gedichte. Berlin, Cassirer. Preis M. 3.50.

Ein vornehm ausgestattetes Buch. Kadende, knapp umrissene Gesichte, vermittelt durch sorgfältig gewählte gewichtige Worte in festem Tonfall.

Die ersten drei Zusammenfassungen („Aus den Straßen“, „Singende Erde“ und „Die Gefangene“) scheinen Dichtungen der Vorkriegszeit zu sein. Bei aller Eigenheit verraten sie doch sehr viel „Richtung“, während der dem toten Bruder gewidmete letzte Buchabschnitt vollendet reife, gedanken- und formschöne Lyrik umfaßt; einzig ist das Gedicht „Nord“. A. Z.

Emma Böth, Jugendlieder. Selbstverlag.

Ein halbes Hundert Gedichte und ein paar Geschichten; für Kinder geschrieben von einer Frau, in der selbst noch ein Stück Kindersseele und eine urwüchsige, wenn auch wenig entwickelte Dichternatur lebt, einfach, anspruchslos und geradegu. A. Z.

Worte von Karl Marx.

Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber sie machen sie nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen.

★ (Der achtzehnte Brumaire.)

Die Revolutionen sind die Lokomotiven der Geschichte.
(Die Klassenkämpfe in Frankreich.)

★

Die Entwicklung der Existenzbedingungen für ein zahlreiches, starkes, konzentriertes und intelligentes Proletariat geht Hand in Hand mit der Entwicklung der Existenzbedingungen für eine zahlreiche, reiche, konzentrierte und mächtige Bourgeoisie.

(Revolution und Konterrevolution in Deutschland.)

★

Heutzutage weiß jedermann, daß überall, wo revolutionäre Erschütterungen eintreten, ein gesellschaftliches Bedürfnis dahinter sein muß, dessen Befriedigung durch überlebte Einrichtungen gehindert wird. Das Bedürfnis mag noch nicht so dringend, so allgemein empfunden werden, daß es unmittelbaren Erfolg sichert, aber jeder Versuch, es gewaltsam zu unterdrücken, muß es mit verstärkter Gewalt wieder hervortreten lassen, bis es seine Fesseln bricht.

(Revolution und Konterrevolution in Deutschland.)

★

Gewerkschaften sind wirksam als Zentren des Widerstandes gegen Übergriffe des Kapitals. Sie erweisen sich in Einzelfällen als unwirksam infolge unbedachten Gebrauchs ihrer Macht. Sie verfehlen im allgemeinen ihren Zweck dadurch, daß sie sich auf einen Guerillakrieg gegen die Wirkungen des gegenwärtigen Systems beschränken, statt gleichzeitig auf seine Umwandlung hinzuwirken und ihre organisierte Kraft als einen Hebel für die endgültige Emanzipation der arbeitenden Klassen, das heißt die endgültige Abschaffung des Lohnsystems zu gebrauchen.

(Lohn, Preis und Profit.)

★

Die gesellschaftlichen Verhältnisse, worin die Individuen produzieren, die gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse ändern sich also, verwandeln sich mit der Veränderung und Entwicklung der materiellen Produktionsmittel, der Produktionskräfte. Die Produktionsverhältnisse in ihrer Gesamtheit bilden das, was man die gesellschaftlichen Verhältnisse, die Gesellschaft nennt, und zwar eine Gesellschaft auf bestimmter geschichtlicher Entwicklungsstufe, eine Gesellschaft mit eigentümlich unterscheidendem Charakter. Die antike Gesellschaft, die feudale Gesellschaft, die bürgerliche Gesellschaft sind solche Gesamtheiten von Produktionsverhältnissen, deren jede zugleich eine besondere Entwicklungsstufe in der Geschichte der Menschheit bezeichnet.

(Lohnarbeit und Kapital.)

★

Daher stellt sich die Menschheit immer nur Aufgaben, die sie lösen kann; denn genauer betrachtet, wird sich stets finden, daß die Aufgabe selbst nur entspringt, wo die materiellen Bedingungen ihrer Lösung schon vorhanden oder wenigstens im Prozeß ihres Werdens begriffen sind.

(Zur Kritik der politischen Ökonomie.)

★

Die arbeitende Klasse wird im Laufe der Entwicklung an die Stelle der alten bürgerlichen Gesellschaft eine Assoziation setzen, welche die Klassen und ihren Gegensatz ausschließt.

(Das Elend der Philosophie.)

Sofern die Maschine Muskelkraft entbehrlich macht, wird sie zum Mittel, Arbeiter ohne Muskelkraft oder von unreifer Körperentwicklung oder größerer Geschmeidigkeit der Glieder anzuwenden. Weiber- und Kinderarbeit war daher der erste Wert der kapitalistischen Anwendung der Maschinerie! Dies gewaltige Erfahnmittel von Arbeit und Arbeiter verwandelte sich damit sofort in ein Mittel, die Zahl der Lohnarbeiter zu vermehren durch Einreihung aller Mitglieder der Arbeiterfamilie, ohne Unterschied von Geschlecht und Alter, unter die unmittelbare Vormächtigkeits des Kapitals. Die Zwangsarbeit für den Kapitalisten drängte sich nicht nur an die Stelle des Kinderspiels, sondern auch an die der freien Arbeit im häuslichen Kreise, innerhalb sittlicher Schranken, für die Familie selbst. . . . Der Arbeiter verkaufte früher seine eigene Arbeitskraft, worüber er als formell freie Person verfügte. Er verkauft jetzt Weib und Kind. Er wird Sklavenhändler.

(Das Kapital.)

★

Die bürgerlichen Redensarten über Familie und Erziehung, über das traute Verhältnis von Eltern und Kindern werden um so ekelhafter, je mehr infolge der großen Industrie alle Familienbände für die Proletarier zerrissen und die Kinder in einfache Handelsartikel und Arbeitsinstrumente verwandelt werden.

(Das kommunistische Manifest.)

★

Die Behauptung der alten Gesetze gegen die neuen Bedürfnisse und Ansprüche der gesellschaftlichen Entwicklung ist im Grunde nichts anderes als die scheinheilige Behauptung unzeitgemäßer Sonderinteressen gegen das zeitgemäße Gesamtinteresse.

(Vor den Kölner Geschworenen.)

★

Wo die Gemeinsamkeit der Interessen fehlt, kann es keine Einheit der Ziele, geschweige des Handelns geben.

(Revolution und Konterrevolution in Deutschland.)

★

Der jetzige Krieg (von 1870, Redakt. d. „Gleichheit“) führt, was die preussischen Esel nicht sehen, ebenso notwendig zu Krieg zwischen Deutschland und Rußland, wie der Krieg von 1866 zum Krieg zwischen Preußen und Frankreich führte. Das ist das letzte Resultat, was ich von ihm für Deutschland erwarte. Das spezifische „Preußentum“ hat nie anders existiert und kann nie anders existieren, außer in Allianz mit und in Untertänigkeit gegen Rußland. Auch wird solcher Krieg Nr. 2 als Hebamme der unvermeidlichen sozialen Revolution in Rußland wirken. (In einem Brief an Sorge vom 1. September 1870.)

★

Die Franzosen brauchen Prügel. Siegen die Preußen, so die Zentralisation der State-power (Staatsgewalt) nützlich der Zentralisation der deutschen Arbeiterklasse. Das deutsche Übergewicht wird ferner den Schwerpunkt der westeuropäischen Arbeiterbewegung von Frankreich nach Deutschland verlegen, und man hat bloß die Bewegung von 1866 bis jetzt in beiden Ländern zu vergleichen, um zu sehen, daß die deutsche Arbeiterklasse theoretisch und organisatorisch der französischen überlegen ist. Ihr Übergewicht auf dem Welttheater über die französische wäre zugleich das Übergewicht unserer Theorie über die Proudhons usw. (In einem Brief an Engels vom 20. Juli 1870.)